

Grüß aus  
**Heidelberg**  
Lorgau COLLECTION

**MARCUS IMBSWEILER**

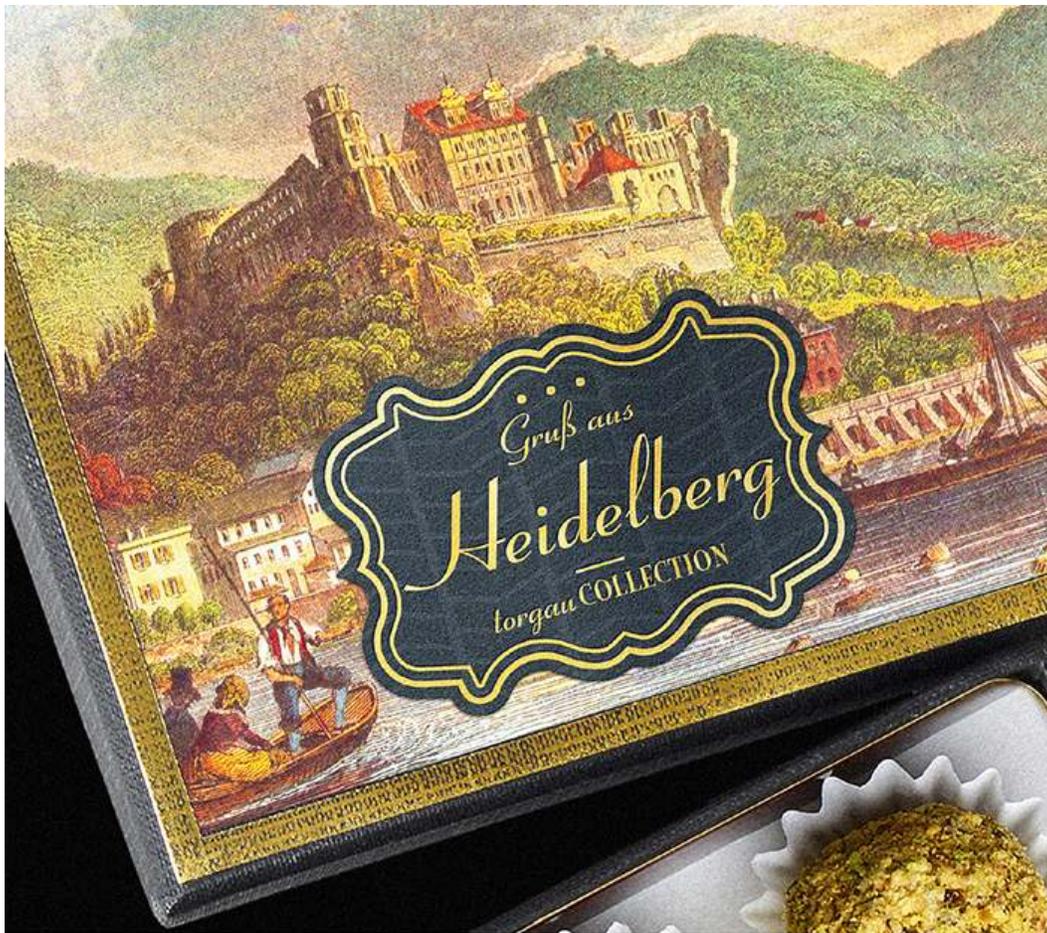
# **Ei mit Schuss**

**KRIMINALROMAN**



**GMEINER**





**MARCUS IMBSWEILER**

# **Ei mit Schuss**

**KRIMINALROMAN**





**Marcus Imbsweiler**

Ei mit Schuss

*Kriminalroman*

SPANNUNG



# IMPRESSUM

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2017 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd

Herstellung: Julia Franze

E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © codswollop / photocase.de

ISBN 978-3-8392-5408-0

# **HAFTUNGSAUSSCHLUSS**

Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

**FREITAG**

# KAPITEL 1

Alles beginnt mit einem Osterhasen.

Der Hase kommt übers Feld gehoppelt. Zunächst ist da nur ein Punkt in der Ferne. Ein brauner Punkt. Allmählich wird der Punkt größer, hüpfte auf und ab. Jetzt erkennt man, dass es ein Hase ist. Fell braun, Bauch weiß. Hübsch sieht das aus. Auf dem Rücken trägt der Hase etwas. Einen Korb. Ja, es ist ein Korb mit Eiern darin. Bunt bemalte Eier, jedes von ihnen groß wie ein Kinderkopf. Der Hase hüpfte und hüpfte, doch sie fielen nicht heraus. Nur die langen Hasenohren klappen vor und zurück. Manchmal, wenn er eine Pause einlegt, hängen sie schlapp zur Seite.

Warm scheint die Aprilsonne auf den Osterhasen herab.

Jetzt hüpfte er wieder. Das Feld scheint gar kein Ende zu nehmen. Es ist frisch gepflügt, die Erde aufgeworfen, an manchen Stellen ragen grüne Halme in die Höhe. Hinter dem Feld ein lang gestreckter Wald, hügelige Landschaft, ein Jägerstand, eine Hochspannungsleitung. Alles friedlich. Idylle mit Mümmelmann.

Für die Eingeweihten: Odenwald. Aber das nur nebenbei. So.

Als der Osterhase endlich den Rand des Feldes erreicht hat, treten drei Kinder aus dem Wald. Zwei Mädchen, ein Junge. Pi mal Daumen Grundschulalter. Der Osterhase bleibt stehen. Es scheint, als spitze er die Ohren. Was er nicht tut, die Löffel baumeln so schlapp wie zuvor. Trotzdem. Er dreht den Kopf in Richtung der Kinder. Er fixiert sie. Weit ragen seine breiten Schneidezähne über die Unterlippe hinaus.

Auch die drei Knirpse haben den Hasen bemerkt. Zeigen auf ihn, quietschen vor Vergnügen. Gelächter und

Vorfreude. Da haben sie aber was zu erzählen bei Mama und Papa!

In diesem Moment setzt sich der Osterhase wieder in Bewegung. Er hüpfet. Und zwar in ihre Richtung. Auf sie zu. So schnell er kann.

Man sollte vielleicht noch erwähnen, dass er etwa 1,80 Meter hoch ist. Mit Ohren zwei Meter.

Die Kinder hören auf zu lachen. Unwillkürlich weichen sie einen Schritt zurück. Der hüpfende Osterhase kommt näher. Beide Hände auf dem Rücken, den Korb stützend, starrer Blick. Die Ohren propellern um den Kopf.

Komisch, denken die Kinder. Komischer Osterhase, das. Jetzt ist er so nahe, dass sie ihn hören können.

Und was hören sie?

Es ist kein Keuchen, kein Stöhnen, kein Grollen, kein Grollen. Sondern eine Mischung aus alledem. Ein hektisches, unter größter Anstrengung hervorgepresstes »Mhmm ... Mhmm!«

Angst?

Panik?

Eine Drohung?

Wahnsinn?

Egal was es ist, mit dem, was die drei bislang über Osterhasen erfahren haben, hat es nichts zu tun. Weshalb sie sich wie auf Kommando umdrehen und davonrennen. Aus vollem Halse schreiend. Wusch, schon sind sie im Wald verschwunden.

Der Osterhase hält inne und starrt ihnen nach. Sein Brustkorb hebt sich. Auf seinem Rücken der prall gefüllte Korb. Die in der Sonne glänzenden Eier. Seine Schlappohren. Die Riesenzähne.

Und wenn man ganz genau hinschaut, kann man hinter den Sehschlitz zwei Augen erkennen. Menschliche Augen.

## KAPITEL 2

Der Osterhase, den mir die alte Torgau mit spitzen Fingern reichte, bestand aus Vollmilchschokolade.

Zum größten Teil jedenfalls.

Schokoohren, Schokokörper, Schokogesicht. In der oberen Hälfte des Gesichts klemmte ein Augenpaar. Heller Glaskörper, braune Iris, riesige schwarze Pupillen. Für einen Schokoosterhasen von 30 Zentimeter Höhe waren die Augen zu groß. Außerdem bestanden sie nicht aus Schokolade. Jemand hatte sie dem Osterhasen mit Gewalt ins Gesicht gedrückt und anschließend so viel geschmolzene Schokolade außen rum geschmiert, dass sie nicht herausfielen.

Der Osterhase sah aus wie ein Monster.

»Krass«, sagte ich und stellte das Monster auf den Schreibtisch.

Die Torgau nickte.

»Sind das Menschenaugen?«, fragte ich. »Von einem Kind vielleicht?«

Entrüstet schüttelte sie den Kopf.

»Sondern?«

»Wenn Sie mich fragen: Kaninchenaugen«, sagte sie scharf.

»Ah.«

»Können Sie Kaninchenaugen nicht von Menschenaugen unterscheiden?«

»Nicht von Kinderaugen.«

»Sie haben keine Kinder, Herr Koller.«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. »Nö.«

»Merkt man«, seufzte sie.

Während sich ihr Seufzer in den Weiten des Büros verlor, nahm ich ihr Mitbringsel unter die Lupe. Bei Puppen gab es

das manchmal, solche überdimensionierten Kulleraugen. Dazu Riesenwimpern und Kussmund – das Kindchenschema. Hier erinnerte nichts an eine Kinderei. Das Ganze war schlicht und einfach widerlich. Eine der Pupillen blickte starr geradeaus, die andere stand ein wenig schräg. Das Weiße drum herum war schokoverschmiert. Derjenige, der die Kaninchenaugen in den Osterhasenkopf gedrückt hatte, hatte sich nicht viel Mühe gegeben. Oder unter Zeitdruck gestanden.

»Haben Sie Kinder?«, fragte ich meinen Gast.

»Einen Sohn. Adoptiert. Ein Kaninchen habe ich übrigens auch.«

»Deshalb Ihre Fachkenntnisse. Geht es dem Tierchen gut?«

»Sie meinen, das könnten seine Augen ...? Keine Sorge, nach Hildebrand habe ich als Erstes geschaut. Er ist wohlauf.«

»Hildebrand.«

»Außerdem hat er blaue Augen.«

»Und Ihr Sohn?« Ich winkte ab. »Kleiner Scherz. Frau Torgau: Wann und wo haben Sie das Ding gefunden?«

Mit beiden Händen umklammerte sie den Griff ihrer Handtasche. »Heute Morgen. Auf der Kühlerhaube meines Wagens. Es stand einfach da. Wie eine Kühlerfigur. Erst dachte ich noch, wie nett, das passt doch zu uns. Bis ich die Augen sah.«

»Der Hase stand auf der Kühlerhaube? So, ohne Verpackung?«

Sie nickte.

»Und sonst? Was weiter?«

»Meine spontane Reaktion war: Wirf das Ding ins Gebüsch. Aber dann kam ich ins Grübeln. Ich machte mir Sorgen. Deshalb rief ich Sie an. Meinem Mann habe ich nichts ...«

»Moment. Der Hase – was war da noch? Ich meine, gab es keine Botschaft, einen Zettel oder irgendwas?«

»Nein.«

»Sie haben am Telefon von einer Drohung gesprochen, Frau Torgau.«

Empört schaute sie mich an. »Selbstverständlich! Was soll das anderes sein als eine Drohung?«

»Ein Scherz vielleicht?«

»Ein Scherz?« Ihr Lachen war schneidend. »Das soll ein Scherz sein?« Sie packte den Schokoosterhasen und hielt ihn mir direkt vor die Nase. »Wenn das ein Scherz ist, Herr Koller, möchte ich mit Ihrem Humor nichts zu tun haben.«

Der Hase zwinkerte mir zu. Nicht in echt natürlich, aber insgeheim. Bestimmt fand er die Torgau genauso aufgeblasen wie ich. Die hatte mich doch längst in eine Schublade gesteckt: Keine Kinder, der Typ! Ganovenfresse! Perverser Humor! Dabei hatte ich mir extra ein frisches Hemd angezogen.

»Es geht hier nicht um meinen Humor«, sagte ich. »Sondern um den eines anderen. Auch wenn dieser Humor Ihnen nicht behagt. Ich frage mich, wo die Drohung steckt, von der Sie sprachen. Was sie beinhaltet und gegen wen sie gerichtet ist.«

»Na hören Sie mal!« Sie stellte den Hasen auf den Tisch zurück. »Diese Schweinerei war auf unserem Auto platziert, also richtet sie sich ja wohl gegen uns. Gegen meinen Mann und mich. Gegen die Firma. Und worum es geht, sollen Sie herausfinden. Weshalb sonst wäre ich hier?« Sie öffnete ihre Handtasche, zog ein Taschentuch heraus und wischte sich damit die Finger ab.

»Aber wenn sich jemand schon die Mühe macht, ein Paar Kaninchenaugen zu besorgen, sie in einen Schokoosterhasen zu quetschen und damit heimlich Ihren Wagen zu dekorieren – warum wird dieser Jemand dann nicht konkreter und hinterlässt eine Nachricht? Warum keine Geldforderung? Haben Sie vielleicht etwas übersehen, Frau Torgau?«

»Ich habe nichts übersehen«, entgegnete sie scharf. »Sie halten mich für senil, junger Mann. Aber das bin ich nicht.«  
Das glaubte ich ihr aufs Wort.

Bevor ich etwas erwidern konnte, fuhr sie fort. »Mein Mann und ich führen die Firma schon seit vier Jahrzehnten. Da entwickelt man ein Gespür für solche Vorfälle. Der Name ›Torgau-Schokolade‹ hat einen guten Klang. Was wir an Reaktionen erhalten, ist zu 99 Prozent positiv, und ich rede nicht nur von Briefen oder Testergebnissen. Wir bekommen Geschenke, persönliche Zuschriften, Anrufe. Ganze Schulklassen haben schon für uns gebastelt. Aber es gibt auch das andere. Dieses eine Prozent Unzufriedener, die an allem herummäkeln müssen. Denen unsere Schokolade nicht schmeckt, die plötzlich Allergien entwickeln oder die uns unterstellen, minderwertige Zutaten zu verwenden. Manche brauchen nicht einmal einen Grund. Die stricken sich ihre ganz persönliche Verschwörungstheorie zusammen: Torgau will die Weltherrschaft, Torgau schmiert Politiker, Torgau macht uns mit Drogen gefügig.« Sie seufzte. »Es sind nur Einzelne. Eine Handvoll Verrückte. Aber die können einem schlaflose Nächte bereiten.«

»Und Sie meinen, jetzt handelt es sich wieder um so einen Fall?«

Sie nickte. »Wir hatten schon Graffiti, wir hatten nächtliche Drohanrufe und Betrunkene, die bei uns im Park randalierten. Alles nicht der Rede wert. Bis auf den Vorfall vor gut 20 Jahren, als wir erpresst wurden. Da wollte einer unsere Nussschokolade vergiften. Der meinte es ernst.«

»Wurde er geschnappt?«

»Ja. Aber es dauerte. Keine schöne Zeit damals, das kann ich Ihnen versichern.« Sie verstaute das Taschentuch wieder in ihrer Handtasche. »Der hier meint es auch ernst, glauben Sie mir. Für so etwas habe ich ein Näschen.«

Eine Weile herrschte Stille. Ich hing ihren Worten nach. »Okay«, sagte ich schließlich, »trotzdem fehlt etwas: die

Forderung des Täters. Beziehungsweise der Täter. Der Erpresser damals wollte doch sicher Geld?«

»Natürlich wollte er. Die Forderung wird kommen, Herr Koller. Sie wird kommen, ganz sicher. Deshalb möchte ich, dass Sie das Wochenende bei uns in der Villa verbringen.«

»Haben Sie einen Verdacht?«

Sie seufzte erneut. Tiefer und länger diesmal. »Verdacht nicht«, sagte sie, meinem Blick ausweichend. »Aber ein unangenehmes ... ja, ein unangenehmes Gefühl.«

»Das heißt?«, hakte ich nach, weil sie nicht weitersprach.

»Mein Mann ist nicht mehr der Jüngste. Und auch wenn er die Firma noch einige Jahre führen kann, müssen wir die Nachfolge regeln. Genau darüber gibt es ... nun ja, unterschiedliche Ansichten in der Familie.«

»Über die Frage, wer einmal an die Stelle Ihres Mannes tritt?«

»Und über die Zukunft der Firma. Unser Sohn Tassilo wäre die erste Wahl. Er hat die Kreativität, das Gespür, auch das Organisationstalent, Torgau weiterzubringen. Nur Kaufmann, das ist er nicht.«

»Habe ich das richtig gehört: Tassilo?«

»Ein alter bayerischer Name. Meine Familie stammt aus Landshut. Tassilo hat eine Cousine und einen Cousin, die sehr erfolgreich in der Wirtschaft gearbeitet haben und nun ebenfalls für uns tätig sind. Leider haben sie völlig andere Vorstellungen, wie es mit Torgau weitergehen soll.«

»Andere Vorstellungen als Ihr Sohn?«

»Vor allem andere als mein Mann.« Ihre Hände fanden sich auf dem Griff ihrer Tasche. »An Ostern findet traditionell ein Familientreffen bei uns in der Villa statt. Dabei wird es auch um die Zukunft der Firma gehen. Ja, und als wäre das nicht schon problematisch genug, kommt jetzt noch die Sache mit dem Hasen dazu.«

»Verstehe ich Sie richtig? Sie glauben, dass dieses Ding etwas mit Ihrem Treffen zu tun hat? Dass damit die

Diskussion in eine bestimmte Richtung gelenkt werden soll?«

»Ist doch ein seltsamer Zufall, dass es ausgerechnet am Karfreitagmorgen passiert.«

»Verdächtigen Sie Cousin und Cousine?«

»Meinen Neffen? Meine Nichte?« Ihre Miene war undurchdringlich. »Ich traue es beiden nicht zu. Aber ausschließen will ich nichts.«

»Es könnte auch jemand von außerhalb sein, der die Tradition Ihrer Familientreffen kennt. Der genau weiß, dass er an Ostern die große Bühne für seine Aktion hat.«

Sie überlegte kurz, dann nickte sie. »Das stimmt. Sehr richtig. Wir feiern Ostern schon seit vielen Jahren zusammen. Da haben Sie einen guten Gedanken gehabt, Herr Koller.«

»Sind Sie religiös? Ich meine, wegen Ostern.«

»Mein Mann überhaupt nicht. Ich ein bisschen.« Sie überraschte mich mit einem schiefen Lächeln. »Für den Hausgebrauch, könnte man sagen.«

»Gut. Wie stellen Sie sich meinen Auftrag vor? Ich soll zu Ihnen nach Hause kommen und während Ihres Treffens«, ich sah sie fragend an, »Erkundungen einziehen? Im Hintergrund bleiben? Mich auf die Lauer legen?«

»Im Prinzip ja. Halten Sie Augen und Ohren ...«, sie verlor kurz den Faden, weil ihr Blick auf den Osterhasen gefallen war, »also seien Sie einfach wachsam, schließlich warten wir ja noch auf konkrete Forderungen. Im Hintergrund brauchen Sie nicht zu bleiben. Unsere Treffen waren schon immer offen, jeder darf einen Freund oder eine Freundin mitbringen. Ich werde Sie als einen Bekannten aus Heidelberg vorstellen.«

»Als Privatdetektiv?«

»Das vielleicht nicht. Einfach als Bekannten.«

Ich schwieg. Ich ein Bekannter der alten Torgau? Warum nicht gleich ihr Musiklehrer?

»Nein, viel besser!« In ihren Augen blitzte es auf. »Sie kommen als Psychologe! Ja, ich führe Sie als Psychologe ein, der unsere Diskussionen verfolgen wird. Das ist eine wunderbare Idee!«

»Ich weiß nicht.«

»Vivian und Sven werden kaum wagen, den Mund aufzumachen. Und mein Mann ...«, sie schüttelte den Kopf. »Auch für den wird es eine neue Erfahrung sein.«

»Frau Torgau, wenn ich ehrlich bin, sehe ich in mir das Gegenteil von einem Psychologen.«

»Glauben Sie, das merkt einer? Und wenn, ist es auch egal.« Sie griff nach ihrer Handtasche. »Also, wie sieht es aus? Schaffen Sie es, um eins bei uns zu sein? Dann gibt es Mittagessen.«

Ich sah zur Uhr. Der Anruf der alten Dame lag erst eine Stunde zurück. Vor ihrem Erscheinen im Büro hatte ich mir ein bisschen was über die Torgaus zusammengegoogelt. Ihre Villa lag außerhalb, man brauchte eine halbe Stunde mit dem Auto. Da blieb für das, was ich vorher noch erledigen musste, genug Zeit.

»Gut«, sagte ich. »Dann sehe ich nur ein Problem.«

»Und zwar?«

»Ich mag keine Schokolade.«

## KAPITEL 3

Als ich längere Zeit an einer Ampel hielt, merkte ich, wie sehr ich ins Schwitzen gekommen war. Hoch stand die Aprilsonne über dem Neckartal und leuchtete den Karfreitag bis in seinen letzten düsteren Winkel aus. Handtücher hatte ich nicht dabei, also trocknete ich mir Stirn und Gesicht mit einem Lappen aus dem Handschuhfach ab. Der Lappen roch nach Öl. Direkt unter dem rechten Auge gab es eine schmerzende Stelle. Wenn ich Pech hatte, wuchs mir da ein Veilchen. Ich kontrollierte mein Aussehen im Rückspiegel. Zerknautscht wie immer.

Auf dem Weg zur Torgau-Villa kam ich am Firmengelände vorbei. Fast idyllisch lag es in einem Neckarbogen zu Füßen hellgrüner Berghänge. Ich hielt an und stieg aus. Ein markanter Geruch lag in der Luft, süß, malzig und leicht angebrannt. Ohne diesen Geruch und ohne die großen Werbeplakate, die an den Gebäuden hingen, hätte man das Ganze auch für eine Ziegelei halten können oder für ein Sägewerk. Lang gestreckte Backsteingebäude, einige Lastwagen, Palettentürme, ein hoher schlanker Schornstein. Menschen waren keine zu sehen. Feiertagsstille.

Von den Plakaten lachte mich Schokolade an. Nicht der übliche Einheitsbrei rund um Vollmilch, Zartbitter und Nuss. Sondern das Beste vom Besten, lauter Edelware: Dark Cranberry. Fleur de sel. Mayatraum. Blutorange-Krokant. Kakaogehalt von 80 Prozent und mehr. Eine Spielwiese für Produktdesigner. War das überhaupt noch Schokolade? Um das zu entscheiden, war ich definitiv der falsche Mann.

Außerdem hatte ich Durst.

Auf sämtlichen Plakaten stand derselbe Spruch: »Glück ist Schokolade«. Darunter »Torgau« in goldener Schreibschrift, sonst nichts. Offenbar genügte der Name, um im Konsumenten die gewünschten Reaktionen hervorzurufen. »Torgau« lesen – Speichelfluss.

Mein Handy brummte. Eine Nachricht von Ariane. Sie machte sich Sorgen, wollte wissen, wie es lief. Ich schrieb kurz zurück, dass alles bestens sei, ich hätte mir einen dicken Auftrag geangelt. Ein Tropfen Schweiß zerplatzte auf dem Display, als ich die Nachricht abschickte. Ich wischte ihn weg und ging zum Auto zurück.

Glück ist Schokolade. Auch wenn ich in diesem Leben kein Fan von dem Zeug mehr werde, der Slogan gefiel mir. Einem Otto Normalverbraucher zerging er vermutlich auf der Zunge.

Die Sonne zur Linken, fuhr ich ein Stück Neckar abwärts, dann bog ich nach Norden in ein Seitental ab. Mein Hemd klebte im Nacken und unter den Achseln. Außerdem musste ich mir im Rücken etwas verdreht oder gezerrt haben. In einer Kurve links, hatte die Torgau gesagt, und bitte achten Sie auf den Gegenverkehr. Ich achtete auf den Gegenverkehr, bloß war da keiner. Also Blinker links und rein in die Wildnis. Auf einer Straße, die mir mit jedem Meter schmaler vorkam. Immerhin war sie frisch asphaltiert.

Weil die alte Torgau so auf ihrer blöden Kurve mit dem Gegenverkehr herumgeritten hatte, dachte ich, die einzige Gefahrenstelle der gesamten Strecke läge hinter mir. Das war falsch gedacht. Im Grunde war es überhaupt keine Gefahrenstelle, was jetzt kam, sondern ein Stück kerzengerade Straße, ohne jeden fahrerischen Anspruch, frei von Tücke.

Auch der Wagen, der mir entgegenkam, bereitete mir keine Sorgen. Eine schwarze Limousine, zwar etwas schneller unterwegs als ich, aber immer noch nicht schnell.

Nur dass da plötzlich ein Vieh über die Straße lief.

Also noch mal, zum Mitschreiben: Das Sträßchen war eng. Rechts und links dichter Wald, dunkle Braun-, zarte Grüntöne. Über uns ein schmaler Streifen Himmel. Und dann, ohne Vorwarnung, dieser rötliche Blitz, der von rechts über den Asphalt schoss. Ein Reh, aber das registrierte ich erst mit Verzögerung. Anderes nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch: der entgegenkommende Wagen, der ins Schlingern geriet. Das grelle Quietschen von Bremsen. Mein rechter Fuß, der das Bremspedal bis zur Schmerzgrenze durchdrückte. Die Limousine, die sich plötzlich querstellte. Der knapper und knapper werdende Abstand zwischen uns ...

Ich hatte aufgeschrien und schrie immer noch. Die beiden Autos rutschten aufeinander zu, instinktiv riss ich das Lenkrad nach rechts. Noch fünf Meter, noch einen. Dann der Aufprall.

Stille.

Niemand schrie mehr. Nichts bewegte sich.

Das Reh war vermutlich längst über alle Berge. Das verfluchte scheiß Reh, das für alles hier die Verantwortung trug. Ich saß da, beide Hände um das Lenkrad geklammert, dass mir die Finger schmerzten. Mit einem Wut- und Angstgeheul brach gestaute Luft aus meinen Lungen und zeitgleich der Schweiß aus allen Poren. Hinter den Fenstern der Limousine war Bewegung, ich sah fuchtelnde Hände und das Weiß von Airbags.

Meiner hatte nicht einmal ausgelöst.

Es war also nur ein Witz von Aufprall gewesen, ein Aufprällchen, eher ein gegenseitiges Schmusen, ein sanftes Streifen der beiden Fahrzeuge - und trotzdem zitterten meine Knie, zitterte alles an mir, vom Kopf bis zu den Füßen, das Adrenalin jagte durch meinen Körper, ich hielt nicht mehr an mich, wollte nur noch raus, raus aus diesem verdammten Blechkäfig, also schnallte ich mich ab, kletterte über den Beifahrersitz, brauchte nur drei Versuche, um die Tür zu öffnen, und kroch ins Freie.

Wie gut die Luft draußen tat!

Gern wäre ich sitzen geblieben, mitten im Wald, auf der warmen Asphaltdecke. Doch ich hörte Stimmen. Die Insassen der Limousine stiegen ebenfalls aus. Mühsam kam ich auf die Beine und lehnte mich gegen die Kühlerhaube meines Wagens. Ich hasste das, was jetzt kam. Diese Suche nach Schuld und Verantwortung. Aber es half ja nichts. Schwer atmend musterte ich die Gegenpartei. Sie waren zu dritt. Drei Herren unterschiedlichen Alters, alle mit südländischem Teint und schwarzer Haarpracht. Zwei von ihnen trugen Bärte. Während der dritte noch vom Beifahrer- auf den Fahrersitz krabbelte, also den umgekehrten Weg ins Freie nahm wie ich, pflaumten sich die beiden anderen bereits an. Denen schien der kleine Zusammenstoß nicht viel ausgemacht zu haben. Oder es war ihre Art, den Schreck wegzustecken. Jedenfalls beschimpften sie sich wie die Beduinen. Soll heißen: auf Arabisch. Wobei ich gar kein Arabisch kann, es war nur so ein Gefühl. Wüstenaura, Kamele, Öl. Erst als Araber Nr. 3 die Protzkarosse erfolgreich verlassen hatte, geruhten sie, von meiner Anwesenheit Kenntnis zu nehmen.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte der eine in ordentlichem Deutsch.

»Geht schon, danke. Und bei Ihnen?«

»Nichts passiert.« Sein Kompagnon nickte, bloß der Dritte verzog das Gesicht und hielt sich die Seite. Den hatte vermutlich einer der Airbags malträtiert.

»Es war ein Reh«, sagte ich. Vielleicht kannten diese Ausländer keine Rehe. Und ein Kamel war es ja nicht gewesen. Außerdem verspürte ich das dringende Bedürfnis, ihnen einen Schuldigen zu nennen.

Aber da machten sich die beiden Bärtigen schon daran, den Schaden zu begutachten. Sie gingen um die Autos herum, bückten sich, tasteten ab.

»Ein Reh«, sagte ich zu dem Dritten. »Saublöd, so was.«

Er nickte schmerzverzerrt. Hatte also wirklich etwas abgekriegt, der Kerl. Schön. Da ich jemanden gefunden hatte, dem es schlechter ging als mir, kehrten augenblicklich meine Lebensgeister zurück. Ich trottete hinter den anderen beiden her, um mir selbst ein Bild von der Situation zu machen. Was meine Karre anging, so waren da nur kleinere Kratzer. Vorne links gab es eine Delle im Blech, den Rest hatte die Stoßstange abgefangen. Bei der Limousine waren die Schäden größer. Die Beifahrertür eingedrückt, dazu Kratz- und Schleifspuren entlang der gesamten Seite sowie Beulen über dem rechten Vorderrad. Da war ich mit meiner linken Flanke einmal an dem Luxusschlitten vorbeigeschrammt.

Schöne Scheiße.

»Oh Mann, Mann, Mann«, sagte ich. »Musste das jetzt passieren? Warum knallen die solche Viecher nicht ab, bevor sie ein Verkehrschaos anrichten?«

Jetzt begann eine lebhafte Unterhaltung zwischen den Bartträgern. Kein Zoff mehr, eher nach dem Motto: Wer zahlt? Du oder du oder der? Nun, das fragte ich mich auch gerade. Das blöde Reh hatte sich ja erfolgreich vor der Verantwortung gedrückt. Wenn ich mich recht erinnerte, war es genau zwischen uns über die Straße gelaufen, vielleicht eine Spur näher an den Arabern dran als an mir. Wir hatten beide gebremst, der Fahrer der Limousine sofort, ich einen Tick später. Andererseits musste der Typ etwas mit seinem Lenkrad angestellt haben, sonst wäre der Wagen nicht derart ins Schlingern geraten und ausgebrochen. So oder so, es blieb etwas an mir hängen.

Und das konnte ich in der aktuellen Situation überhaupt nicht gebrauchen.

»Schlimm?«, sagte der eine Araber und zeigte auf mein Auto.

Ich zuckte die Achseln. »Nicht sehr.«

»Bei uns auch nicht. Lassen wir reparieren. Kein Problem.«

»Und er hier?« Ich zeigte auf den dritten Mann, der sich vor Schmerzen krümmte.

»Alles gut. Wir fahren ihn ins Krankenhaus.« Auf einen kurzen Befehl hin ging sein Barträgerkollege zum Auto und beugte sich ins Innere. Währenddessen sprach der andere weiter. »Wir sind Geschäftsleute. Businessmen. Auf dem Weg zum Flughafen. Deutsche Polizei können wir nicht gebrauchen. Hält auf. Gibt nur Ärger.«

Ich glaubte, nicht recht zu hören. Die wollten das hier ohne die Bullen regeln?

»Wir müssen unser Flugzeug erreichen. Deshalb: keine Polizei. Bitte.« Er zog einen Geldbeutel aus der Tasche und entnahm ihm eine Visitenkarte. »Hier, Namen und Adresse der Anwälte, die unser Unternehmen in Deutschland vertreten. Melden Sie sich dort wegen des Schadens.«

Zögernd nahm ich die Karte entgegen. Jetzt nur nicht zu schnell auf den Deal eingehen! Auch wenn ich am liebsten losgebrüllt hätte vor Erleichterung. Ich las den Namen einer Rechtsanwaltskanzlei aus dem Frankfurter Westend, die sich als Bevollmächtigte für diverse AGs und KGs aus Saudi-Arabien und Katar bezeichnete.

»Keine Polizei?«, sagte ich. »Nur dieses Kärtchen hier?«

Aber da stand schon der andere neben uns und hielt mir ein Bündel Geldscheine vor die Nase. »Das sollte reichen, um Ihr Auto zu reparieren. Wenn nicht, kontaktieren Sie unseren Anwalt.«

Gebannt starrte ich auf das Bündel Scheine. Als ich es nahm und kurz auseinanderblätterte, lachten mir mehrere 1000 Euro entgegen.

»Das ... Ja, das könnte reichen.«

»Wir wären Ihnen sehr verbunden«, sagte der Erste.

Nr. 3 stöhnte auf und humpelte zum Wagen zurück. Wortlos steckte ich das Geld ein. Dann sah ich ihnen dabei zu, wie sie nacheinander einstiegen, wie der Fahrer den Motor anwarf und vorsichtig zurückstieß, um die Limousine

anschließend an meiner Karre vorbeizulotsen. Surrend rauschte das Schiff davon.

»Was war denn das?«, sprach ich vor mich hin.

Es war gut, meine eigene Stimme zu hören. Auch wenn in ihr noch der Schrecken von eben nachklang. Langsam ging ich zu meinem Wagen zurück. Drei Klischee-Araber in einer Klischee-Karosse mit Klischee-Geld. Fehlte nur noch die verschleierte Schöne auf dem Rücksitz. Andererseits hatten sie keine Beduinengewänder getragen, sondern Westanzüge. Und sie hatten gut Deutsch gesprochen. Geschäftsleute, ja, das kam hin. Was wollten die an Ostern in dieser gottverlassenen Gegend?

Erst als ich wieder hinter dem Lenkrad saß und mich anschnallte, stellte ich fest, dass die Gegend so ganz gottverlassen nicht war. Ein paar Meter weiter kreuzte ein Waldweg die Straße. Hier war das blöde Vieh in seiner Panik vermutlich entlanggelaufen. Am Rand des Weges gab es einen Bildstock aus Sandstein, der den alten Jesus beim Tragen des Kreuzes zeigte. Die Figur war stark verwittert, ihre Züge konnte man nur erahnen. Vor dem Bildstock lagen frische Blumen.

War das jetzt ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?

Ich wusste es nicht.

## KAPITEL 4

Als ich schließlich weiterfuhr, tat ich es im Schritttempo. Hinter jedem Baum sah ich ein Lebewesen, das nur darauf wartete, sich mir in den Weg zu werfen. Mal war es ein Tier, mal ein Araber. Davon abgesehen rechtfertigte der Straßenverlauf mein Verhalten. Es ging stetig nach oben, Serpentine folgte auf Serpentine, Kurven ohne Zahl. Der Frühlingswald hüllte mich ein wie ein smaragdgrüner Kokon. Einem Reh begegnete ich nicht mehr, dafür hing plötzlich ein Wagen hinter mir. Im Rückspiegel sah ich, wie sein Heck nervös hin und her zuckte. Der wollte doch nicht etwa ...? Nur weil ich ein paar Pulsschläge langsamer fuhr als sonst?

Ich hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als der Wagen, ein schwarzer Chrysler, an mir vorbeischoß. 100 Meter vor der nächsten Haarnadelkurve, der Idiot. Da er schon mal auf der Überholspur war, blieb er auch in der Kurve dort. Ich sah seine Bremslichter aufleuchten. Dann zog er heulend davon.

»Ihr seid doch ...!« Mir blieb die Spucke weg. »Aber so was von bescheuert seid ihr! Vollpfosten! Hoffentlich knallt euch eine Rotte Wildschweine vor den Latz!«

Wer in dem Chrysler saß, hatte ich nur schemenhaft ausmachen können. Zwei Personen, Männer anscheinend, der auf dem Beifahrersitz hatte eine Glatze oder sehr kurz geschorenes Haar. Ich wollte wetten, dass sie dasselbe Ziel hatten wie ich.

Ein paar Serpentinaen weiter erreichte ich einen Bergrücken. Der Weg führte nun wieder geradeaus, und irgendwann stand ich vor einem Tor, das sich wie von Geisterhand öffnete. Dahinter gab es einen Park, hohe Bäume und gestutzte Hecken, ich fuhr einen Kiesweg

entlang, bis das Haus in Sicht kam. Mehrere Autos standen auf einem Parkplatz, unter ihnen der Chrysler. Ich stellte meine Karre direkt neben ihn, stieg aus und legte eine Hand auf die schwarz glänzende Kühlerhaube des Wagens.

Man hätte ein Ei darauf braten können.

Anschließend nahm ich die Villa in Augenschein. Es war, nun ja, ein Monstrum von Villa. Drei Stockwerke, dazu ein Dachgeschoss. Balkone, Erker, ein Türmchen, Fachwerk auf Sandsteinsockel. Jagdhausstil nannte man das wohl. Die Breite des Gebäudes schätzte ich auf 20 Meter, in der Länge hatte es noch einmal mehr.

Und in diesem Riesenkasten wohnten bloß drei Leuten? Papa, Mama, Sohn?

Glück ist Schokolade. Für Familie Torgau schien die Gleichung auch in umgekehrter Richtung zu gelten: Schokolade ist Glück.

Eine Tür öffnete sich, ein Mann kam die Stufen herab. Anzug und Krawatte, eisgraues Haar, federnder Schritt. Dazu eine wie ins Gesicht gemeißelte Fröhlichkeit.

»Herr Koller!«, rief er winkend. Es war wohl als Frage gedacht, wirkte aber mehr wie ein Stellungsbefehl.

Ich nickte.

»Alles gleich gefunden? Gute Fahrt gehabt? Brettschneider mein Name. Die Hand kann ich Ihnen leider nicht geben: Ansteckungsgefahr!« Zur Demonstration seiner Unpässlichkeit streckte er beide Hände in die Höhe und spielte Luftklavier. »Ihrem Gepäck wird es nichts ausmachen, oder?« Er ging zum Kofferraum. »Hier drin, nehme ich an.«

»Eigentlich kann ich das selbst tragen.«

»Machen Sie mich nicht arbeitslos!«

Achselzuckend öffnete ich. Solange die Spuren des Zusammenstoßes unentdeckt blieben, war mir alles recht. Als der Kerl die beiden Stofftaschen sah, die ich mit meinen Sachen vollgestopft hatte, zog er die Brauen nach oben.

»Kleines Gepäck, was?«, rief er und langte herzhafte zu.

Ich griff nach der Notebooktasche, die ebenfalls im Kofferraum lag. »Das hier nehme ich.«

»Gern. Bitteschön, hier lang!«

Brettschneider schritt voran. Sein Gang und seine ganze Art hatten etwas Zackiges, das es mir schwer machte, sein Alter zu schätzen. Um die 60 war er vermutlich, dabei schlank, hellwach und augenscheinlich immer auf der Suche nach der nächsten sportlichen Herausforderung.

Am Haus angekommen, sprang er die drei Stufen nach oben und hielt mir die Tür auf.

»Immer rein in die gute Stube, Herr Koller!«

Ich nickte und trat ein. Vor mir lag ein großer Raum, eine Art Empfangshalle. Schemenhaft nahm ich große Bilder an den Wänden wahr, dunkle Möbel und ein schwarz-weißes Fliesenmuster. Vor allem aber roch es nach Schokolade. Sehr intensiv sogar. Bevor sich meine Augen ans Dämmerlicht gewöhnt hatten, war der fidele Grauschopf an meiner Seite und lotste mich zum gegenüberliegenden Ende des Raumes.

»Kommen Sie, bedienen Sie sich!«

Der süßliche Geruch ging von einer Art Brunnen aus. Eine Metallfigur, die einen halb nackten Turbanträger mit wulstigen Lippen darstellte, hob eine Schale in die Höhe, und diese Schale endete in einem Röhrchen, aus dem sich eine Flüssigkeit in ein ebenfalls metallisches Halbrund ergoss. Nur dass es sich bei der Flüssigkeit nicht um Wasser handelte, sondern um Schokolade. Hellbraune glänzende Schokolade.

»Damit hätte ich rechnen müssen«, sagte ich.

»Unser Begrüßungstrunk. Willkommen im Hause Torgau!« Er reichte mir einen kleinen Porzellanbecher.

Schokolade, ausgerechnet. Und dann vorm Mittagessen. Andererseits war ich nicht zum Vergnügen hier, sondern zum Recherchieren. Also nahm ich den Becher, hielt ihn unter den Schokostrahl, bis er zur Hälfte gefüllt war, und probierte. Das Zeug war warm und sämig und schmeckte

eigentlich ganz normal. Wie normale Schokolade, meine ich, nicht wie irgendein Cranberry-Experiment.

»Nicht schlecht«, sagte ich.

»Nicht schlecht? Das hier ist Qualität, mein Lieber! Kakaoanteil 50 Prozent, keine Billigfette. Da müssen Sie lange suchen, bis Sie etwas Vergleichbares finden.«

»Gilt das auch für den Apparat hier?«

»Der dient eher Dekorationszwecken. Läuft nur an hohen Feiertagen. Macht aber was her, finden Sie nicht?« Er nahm mir den Becher ab und stellte ihn auf einen Teller zu zwei anderen benutzten. »Wir arbeiten noch dran, dass er fertige Täfelchen auswirft.« Lachend winkte er mich weiter.

Anstatt ihm zu folgen, blieb ich stehen. Es lag nicht an Brettschneider und seinem Dauerbeschuss guter Laune, dass ich erstarrte. Mein Blick war in einen Spiegel gefallen, der seitlich an der Wand hing. Der Spiegel zeigte mir jenen Mann, der sich Zutritt zum Haus der Torgaus verschafft hatte. Den Mann, der ich war. Einen Privatdetektiv namens Max Koller, angetreten, um einen Fall zu lösen. Ich spürte, wie sich alles in mir verkrampfte.

Das geht nicht gut, schoss es mir durch den Kopf. Du tust etwas Unrechtes. Mach einen Rückzieher!

»Herr Koller?«

Noch kannst du zurück, sagte der Mann im Spiegel. Noch ist es möglich.

»Alles klar bei Ihnen?«

»Ja«, sagte ich, »ich komme.«

Brettschneider nickte und drehte sich wieder um. Diesmal folgte ich ihm, alle Bedenken beiseiteschiebend wie einen lästigen Zeitgenossen. Breite Holzstufen führten hoch in den ersten Stock, an Blumenvasen und weiteren Gemälden vorbei. Gedämpft fiel das Tageslicht ins Treppenhaus, gedämpft waren auch unsere Schritte auf dem Läufer. Und noch immer hing der süßliche Geruch nach Schokolade in der Luft. Ich dachte an den

Beinaheunfall von vorhin und an das Überholmanöver vor der Kurve.

»Wem gehört eigentlich der schwarze Chrysler vorm Haus?«, fragte ich, als wir das Obergeschoss erreicht hatten.

Brettschneider drehte sich um. »Der Chrysler? Mit dem ist Vivian gekommen, die Nichte von Herrn Torgau.«

»Fuhr sie selbst?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass sie kurz vor Ihnen eintraf, zusammen mit einem Bekannten. Warum fragen Sie?«

»Weil mich dieser Wagen unterwegs überholt hat. Aber wie! Mit einem Affenzahn, direkt vor einer Kurve.«

Er lachte schallend. »Dann war sie es! Bei Vivian geht alles immer zack-zack.«

Ich schwieg. Im ersten Stock angekommen, blieb Brettschneider vor einer Tür stehen und zog einen Schlüsselbund aus der Tasche.

»Bitte sehr«, sagte er und öffnete. »Ihr Domizil.«

Ich nahm ihm die beiden Stofftaschen ab und trat ein. Viel dunkles Holz, ein Doppelbett, hellblaue Bettwäsche, an der Wand der unvermeidliche Ölschinken mit Jagdszene.

»Fühlen Sie sich wie zu Hause. Wenn Sie mich brauchen, ich bin unten. Ansonsten erwarten die Torgaus Sie in«, er schob einen Jackenärmel zur Seite, »in exakt 22 Minuten. In 20 Minuten hole ich Sie ab.«

»Herr Brettschneider?« Ich ließ Notebook und Stofftaschen auf einen Stuhl gleiten. »Darf ich Sie etwas fragen?«

»Aber immer.«

»Waren Sie mal beim Bund?«

Er nahm Haltung an. Seine Nüstern blähten sich. »Zeitsoldat. 15 Jahre. Und Sie?«

»Bloß Grundwehrdienst. Aber es gibt so Dinge, die vergisst man nicht.«

»Wohl wahr«, strahlte er. »Wohl wahr. Wissen Sie, unsereins arbeitet im Hintergrund. Die Torgaus sind die Torgaus. Aber dass der Laden läuft, hier im Haus, meine ich, das liegt an mir. Bei aller Bescheidenheit.«

## KAPITEL 5

Genau 20 Minuten später stand er wieder vor meiner Tür. Ich hatte die Zeit damit zugebracht, meine Klamotten in einen Kleiderschrank zu räumen und das Notebook einzuschalten. Nirgendwo ein WLAN-Signal. Okay, das wunderte mich nicht. Die Villa lag schließlich völlig ab vom Schuss. Ungewöhnlich war allerdings, dass auch mein Handy keinen Empfang hatte. Ich probierte es in allen Zimmerecken, hielt das Ding so weit wie möglich aus dem Fenster - nichts. Kein Netz. Lebten die Torgaus etwa offline?

»Ich hoffe, Sie haben Hunger mitgebracht«, sagte Brettschneider, während er mich durch das Haus lotste.

»Was gibt's denn?«, fragte ich zurück.

»Wild.«

»Klingt gut. Was denn?

»Kaninchen.«

Ich blieb stehen. »Kaninchen?«

»Vom Hausherrn persönlich geschossen. Heute früh, frischer geht es nicht.«

»Herr Torgau ist Jäger?«

»Wenn er die Zeit dazu findet. Vor großen Familienessen nimmt er sie sich. Bitte hier lang.«

Schweigend folgte ich Brettschneider in den zweiten Stock. Kaninchen also. Was sollte ich davon halten? Stammten die Augen des Schokohasen, den Frau Torgau gefunden hatte, am Ende aus der Jagdbeute ihres Mannes? Wenn er sich sehr früh auf den Weg gemacht hatte, bestand zumindest rechnerisch die Möglichkeit. Andererseits wäre es schon sehr auffällig gewesen, ausgerechnet ein Tier zu verwenden, das er persönlich erlegt hatte. Und einen Sinn ergab es auch nicht. Weshalb sollte Torgau seine Frau mit